In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 125. Posen, den 20. November 1927. Nr. 125.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

44. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Mit einem Male ertönte vom Waldhang jenseits des Flusses eine liebliche Schalmei, die ein Hirtenknabe blies, und Ries fuhr überrascht auf:

„Diese wundersame Musik, Ludwig; wie in deiner Pastorale!"

Entzückt lauschte Ries den Tönen, die zu ihnen herüberdrangen.

Beethoven sah auf, bemerkte, daß Ries einem Klange lauschte, hörte aber nichts.

„Was gibt's denn?" fragte er mürrisch.

„Eine liebliche Schalmei!" rief er Beethoven laut ins Ohr.

„Ich höre nichts!" Beethoven schüttelte den Kopf und lauschte. „Gar nichts!"

Ries erbleichte. War es mit dem Freunde schon so weit?

„Ein Hirte bläst ganz wundervoll," sagte er dann kleinlaut.

„Ich höre keinen Ton!" wiederholte Beethoven, ließ den Kopf resigniert auf die Brust sinken und stieß einen schweren Seufzer aus.

Ries sah, daß er an eine böse Wunde gerührt habe und bemühte sich, den begangenen Fehler gutzumachen. Trotzdem der Hirt immer schöner, lauter und hingebender blies, tat er, als ob er nichts mehr hörte.

„Ich glaube, ich habe mich getäuscht," sagte er laut zu Beethoven, doch dieser las in den verstörten Mienen des Freundes, daß dieser nun gelogen habe.

Beethoven erhob sich. „Laß uns gehen, Ries!"

Ganz niedergeschlagen stand auch Ries auf und faßte Beethovens Hand.

„Verzeih', Ludwig, wenn ich dir Schmerz bereitet habe!"

Beethoven lächelte bitter. „Was hätte ich dir zu verzeihen, du Guter? Es ist eben aus, und derselbe Gott, der mir das Gehör gegeben, hat es mir wieder genommen! Wer weiß, was das noch werden soll?"

„Du wirst wieder gesund werden, Ludwig! Du wirst wieder hören . . ."

„Wohl nur das, was da drinnen tönt!" Er legte die Hand auf sein Herz. „Die übrige Welt ist für mich tot!"

Mit gesenktem Haupt schritt Beethoven dahin, und der ihm ängstlich folgende Ries wagte es nicht, ihn in seinen Gedanken zu stören.

„Hörst du ihn noch?" fragte Beethoven nach einigen Minuten ganz unvermittelt und sah ihn durchdringend an.

Die Schalmei ließ noch ihre betörenden Weisen ertönen, aber Ries wollte nicht hören und bemühte sich, dies Beethoven plausibel zu machen.

„Ich höre nichts; nun glaube ich bestimmt, mich früher getäuscht zu haben."

„Dich wohl," lachte Beethoven schmerzlich, „aber mich nicht!"

Mit einem heftigen Ruck blieb er stehen, sah nachdenklich in die Ferne und trat dann mit übermäßig raschen Schritten den Heimweg an. Heitere Gelassenheit und Ergebung in ein unabwendbares Geschick lag auf seinen Zügen, und Ries folgte ihm mit gramzerrissenem Herzen über die traurige Erkenntnis, die ihm an diesem Tage geworden.

— — — — — — — — — — — — —

Es war die Zeit der deutschen Befreiungskriege gekommen. Napoleons strahlende Sonne war untergegangen, und das deutsche Volk schwamm in einem Meere von Begeisterung, das seinen ganzen Sinn auf Krieg und Sieg lenkte. Das Militär stand im Mittelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens, da die vereinigten Armeen Oesterreichs, Deutschlands und Rußlands gesiegt hatten, und dieser allgemeinen Stimmung konnte und wollte auch ein Beethoven sich nicht entziehen. Man wollte nur kriegerische Fanfaren ertönen hören, und diese Stimmung riß auch Beethoven mit, der zu Ende des Jahres 1813 eine rauschende, von Kampf und Sieg durchtobte Tondichtung schuf: „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria", zu welcher ihm der bekannte Hofmechaniker Johann N. Mälzel, der weltberühmte Erfinder des Metronoms, die Anregung gegeben hatte. Dieser veranstaltete für die in der großen Schlacht bei Hanau verwundeten österreichischen und bayerischen Krieger ein großes Konzert, dessen musikalische Leitung Beethoven übernahm, der außer seiner eben vollendeten siebenten Sinfonie für diese Veranstaltung eben jene „Schlachtensinfonie" zur Vorführung zu bringen bereit war. Dieses militärische Werk, welches die am 21. Juni 1813 geschlagene Schlacht bei Vittoria, durch die der englische Feldherr Spanien von der Herrschaft Napoleons befreite, in höchst wirksamer Weise verherrlichte, sollte — durch Beethovens Ruhm getragen — die ganze Welt erobern, und Mälzel gedachte sie besonders in England, der Heimat Wellingtons, zu besonderem Erfolg zu bringen.

Das Werk bestand aus zwei Abteilungen: der Kampf und der Sieg. Der erste Teil brachte ein musikalisches Schlachtenbild, in welchem Trommeln und Schlagwerke den Kanonendonner markierten, in welchem die Gewehre knatterten, Trommeln wirbelten und Hornsignale ertönten. Der zweite Teil stellte die Siegesfeier dar, in welche Beethoven die englischen Nationalhymnen „Rule Britannia", den „Marlborough-Marsch" und „God save the King" glücklich verwendete und dabei auf seine sonstige erhabene Kunst verzichtete — es war eben nur Gelegenheitsmusik, die aber auch die Marke Beethoven trug und die Klaue des Löwen zeigte.

Dieses Wohltätigkeitskonzert unter der „persönlichen Leitung des Kompositeurs" fand am 8. Dezember 1813 in der Aula der Universität statt, deren Halle allein genügte, die mächtige Anzahl von Mitwirkenden mit ihren Instrumenten unterzubringen und noch genügend Raum für das zahlreiche Publikum bot. Keine geringeren als der berühmte Salieri und Weigl waren als Hilfsdirigenten für die auf der Galerie postierten lärmenden Instrumente mit tätig; unter den Geigern waren Meister wie Schuppanzigh, Mayseder und der nachmals so be-

rühmt gewordene Spohr; die große Trommel schlug kein anderer als — Meyerbeer, der damals in Wien Musik studierte, und im Orchester, das Beethoven dirigierte, waren Hummel und der junge Moscheles als Mitwirkende. Allen Musikern war der Mangel in Beethovens Gehör wohl bekannt, und wir verdanken Moscheles eine Schilderung dieser Aufführung, in der er schrieb: „Es ist keine Frage, daß damals der Zustand von Beethovens Gehör schon sehr bedenklich war. Schuppanzigh, sein eingeweihter musikalischer Freund, war an der ersten Violine. Sie verstanden sich so und waren so sehr eine Seele, daß Beethovens Gebrechen keine schlimmen Folgen für die Haltung des Orchesters haben konnte. Den Marsch mag Beethoven noch gehört haben, und er hielt sie durch sein überirdisches Feuer in Blick und Gebärden beim Taktieren zusammen; die feineren Teile dirigierte er mit einer Ruhe und einem Seelenausdruck, als hörte er sie alle, und die sorgfältigen Proben, die das gesamte Orchester mit einer unermüdlichen Ausdauer gehalten hatte, steigerten die Ausführung zu einer hinreißenden Vollkommenheit. Ich bemerkte, daß, wenn Beethoven sich im Verfolgen gewisser Violinfiguren während der Aufführung nicht ganz sicher fühlte, er nach Schuppanzighs Bogenführung blickte und dieser folgend taktierte."

Das Konzert hatte einen so starken Erfolg, daß es — zur damaligen Zeit eine ganz besondere Seltenheit — bereits vier Tage später wiederholt wurde und abermals stürmischen Beifall fand. Beethoven war von diesem Erfolge so erfreut, daß er ein Dankschreiben an die mitwirkenden Künstler veröffentlichen ließ, das lautete:

„Ich halte es für meine Pflicht, allen den verehrten mitwirkenden Gliedern der am 8. und 12. gegebenen Akademie, zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen kaiserlich österreichischen und königlich bayerischen Krieger, für ihren bei einem so erhabenen Zweck dargelegten Eifer zu danken. Es war ein seltener Verein vorzüglicher Tonkünstler, worin ein jeder, einzig durch den Gedanken begeistert, mit seiner Kunst auch etwas zum Nutzen des Vaterlandes beitragen zu können, ohne alle Rangordnung auch auf untergeordneten Plätzen, zur vortrefflichen Aufführung des Ganzen mitwirkte.

Wenn Herr Schuppanzigh an der Spitze der ersten Violine und durch seinen feurigen, ausdrucksvollen Vortrag das Orchester mit sich fortriß, so scheute sich ein Herr Oberkapellmeister Salieri nicht, den Takt der Trommeln und Kanonaden zu geben; Herr Spohr und Herr Mansedor, jeder durch seine Kunst der obersten Leitung würdig, wirkten an der zweiten und dritten Stelle mit, und Herr Siboni und Guiliani standen gleichfalls an untergeordneten Plätzen.

Mir fiel nur darum die Leitung des Ganzen zu, weil die Musik von meiner Komposition war; wäre sie von einem anderen gewesen, so würde ich mich ebenso gern, wie Herr Hummel, an die große Trommel gestellt haben, da uns alle nichts als das reine Gefühl der Vaterlandsliebe und des freudigen Opfers unserer Kräfte für diejenigen, die uns so viel geopfert haben, erfüllte.

Den vorzüglichsten Dank verdient indessen Herr Mälzel, insofern er als Unternehmer die erste Idee dieser Akademie faßte und ihm nachher durch die nötige Einleitung, Besorgung und Anordnung der mühsamste Teil des Ganzen zufiel. Ich muß ihm noch insbesondere danken, weil er mir durch diese veranstaltete Akademie Gelegenheit gab, durch die Komposition, einzig für diesen gemeinnützigen Zweck verfertigt und ihm unentgeltlich übergeben, den schon lange gehegten feierlichen Wunsch erfüllt zu sehen, unter den gegenwärtigen Zeitumständen auch eine größere Arbeit von mir auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu können.

Ludwig van Beethoven."

Ganz Wien war von dieser Akademie enthusiasmiert, und dem Drängen des Publikums entsprechend, mußte Beethoven noch eine Wiederholung des Konzertes veranstalten. Diesmal zu seinem eigenen Besten. Beethoven lud hierzu in der „K. k. Wiener Zeitung" mit folgenden Worten ein: „Der Wunsch zahlreicher, mir sehr verehrungswürdiger Freunde der Tonkunst, meine große Instrumentalkomposition über Wellingtons Sieg bei Vittoria noch einmal zu hören, macht es mir zur angenehmen Pflicht, dem schätzbaren Publikum hiemit anzukündigen, daß ich Sonntag, den 2. Jänner, die Ehre haben werde, mit dem Beistande der vorzüglichsten Tonkünstler von Wien besagte Komposition mit neuen Gesangsstücken und Chören vermehrt, im k. k. großen Redoutensaale zu meinem Besten aufzuführen.

Die Eintrittsbillette sind täglich auf dem Kohlmarkt im Hause des Freiherrn von Haagenmüller im Hofe rechts zu ebener Erde im Kontor des Freiherrn von Pasqualati für das Parterre zu zwei und für die Galerie zu drei Gulden W. W. zu haben."

Der Erfolg dieser dritten Veranstaltung übertraf noch weitaus die früheren. Im großen Redoutensaal bot sich erst die Gelegenheit dar, die bei der Schlachtsinfonie beabsichtigten tonmalerischen Wirkungen voll und ganz zum Ausdruck zu bringen. Aus langen Gängen und entgegengesetzten Gemächern konnte man die feindlichen Heere gegen einander anrücken lassen, wodurch die erforderliche Täuschung in ergreifender Weise bewerkstelligt wurde. Die Aufführung war eine ganz meisterhafte trotz der unsicheren und dabei oft lächerlichen Direktion Beethovens. Daß der arme, taube Meister die Pianostellen seiner Musik nicht mehr hören konnte, sah man ganz deutlich. Besonders auffallend war es aber bei einer Stelle im zweiten Teile des ersten Allegro der VII. Sinfonie. Es folgten sich da zwei Halte gleich nacheinander, von denen der zweite pianissimo ist. Diesen hatte Beethoven wahrscheinlich übersehen, denn er fing schon wieder an zu taktieren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester zehn bis zwölf Takte vorausgeeilt als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter das Pult verkrochen. Bei dem nun folgenden crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang in die Höhe, als der Moment eintrat, wo seiner Rechnung nach das Forte beginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längst erwartete Forte eintrat und ihm hörbar wurde. Nun war Gefahr im Verzuge und im entscheidenden Moment übernahm Kapellmeister Umlauf den Kommandostab, während dem Orchester bedeutet wurde, nur diesem zu folgen. Beethoven bemerkte längere Zeit nichts von dieser Anordnung; als er sie endlich gewahr wurde, erstand auf seinen Lippen ein Lächeln, welches die Bezeichnung „himmlisch" verdiente.

So dankte der große Meister seinen „Rettern" in der Not . . .

Bei dem Konzert im kaiserlichen Redoutensaal war auch die ganze Familie Malfatti anwesend, und Herr Malfatti erlaubte sich, Beethoven für den Abend in seine Villa zu laden. Der durch seinen Erfolg gut gelaunte Meister sagte freudig zu, hoffte er doch wieder durch die Zusammenkunft mit Therese Gelegenheit zu finden, die Beziehungen zu ihr und ihrer Familie aufnehmen zu können.

In besonders guter Laune erschien Beethoven am Abend in der Villa Malfatti und der „Held des Tages" wurde mit lautem Jubel empfangen. Die Malfattis waren sichtlich stolz darauf, ihren Gästen den im Glanze seines jüngsten Triumphes strahlenden Künstler zu zeigen, doch diesem war die große Gesellschaft, die sich um ihn drängte, mehr unbequem als erwünscht. Mit

jedem zu sprechen und die Komplimente zu erwidern war für Beethoven mehr denn je eine unangenehme Aufgabe, und mit flehenden Blicken richtete er an Therese die stumme Bitte, ihn aus dem lärmenden Trubel des Salons zu retten.

Therese verstand sein unausgesprochenes Anliegen, schob rasch entschlossen ihren Arm unter den seinen und zog ihn mit sich fort.

„Herr van Beethoven braucht nach den Anstrengungen des heutigen Tages etwas Ruhe und Erholung, und bittet um die Erlaubnis, sich ein wenig zurückziehen zu dürfen," sagte sie im Abgehen zur Gesellschaft, die dem Paare bereitwilligst Platz machte, es aber lieber gesehen hätte, wenn Beethoven in ihrem Kreise verblieben wäre.

„Therese," sagte Papa Malfatti zu der Abgehenden, „leiste du dem Herrn van Beethoven ein wenig Gesellschaft und trachte ihn soweit aufzuheitern, daß er uns dann die Ehre eines Klaviervortrages erweisen kann; wir freuen uns alle darauf."

Beethoven nickte, Therese lächelte, und beide schritten Arm in Arm in den anstoßenden Salon, deren Portière sich hinter ihnen schloß.

Tief aufatmend blieb Beethoven stehen und löste seinen Arm aus dem Theresens.

„Wenn Sie wüßten, Fräulein, wie schwer es mir fällt, einer größeren Gesellschaft standzuhalten, dann würden Sie sich wundern, daß ich der Einladung Ihres Herrn Papas überhaupt gefolgt bin."

„Sie konnten sich doch denken, daß mein Vater Ihren Besuch als ein besonderes Fest betrachtet, und gar heute, und daher eine größere Zahl von Gästen einlud."

„Ich dachte, wir würden ganz unter uns sein."

Therese sah ihn fragend und mit gespielter Koketterie an.

„Am Ende gar Sie mit mir allein?" lachte Therese auf.

(Fortsetzung folgt.)

Totensonntag.

Von Max Geisenheyner.

Wer sind sie, meine Toten? Ich habe ihrer lange Jahre nicht gedacht bis auf diese Stunde, da ich im alten Elternhause in dem alten Kalender blättere.

Ich lehne mich in den Schreibsessel zurück, und während die Messinglampe summt und singt, stehen sie auf aus den Gräbern der Erinnerung und wandeln durch meine Gedanken. Blaugraue, braune und leuchtend blaue Augen schauen mich an, als hätte sie der große Vollender nie mit seinen Eisfingern geschlossen. Ich sehe sie die Straße heraufkommen, meine Toten mit Bewegungen der Arme und des Kopfes, nur ihnen eigentümlich, höre ihre Schritte, wie so tausendmal an der Haustür und auf der Treppe. Und auf einmal gucken sie zur Tür herein! Lächeln, nicken und verschwinden. Als wollten sie nicht stören . . . Ihre Gesichter waren nicht die, da Krankheit sie verzerrte und der Tod ihre Züge verschob. Nein, so wie sie an mein innerstes Herz gepocht mit Worten, die ihr Wesen enthüllten, mit Handlungen, die Worte überflüssig machen.

Ich habe ihrer nie gedacht wie am heutigen Tag. So eindringlich und versenkt in sie. An der Wand vor mir hängen zwei Bilder, mild angestrahlt von der Lampe. Es ist, als wäre ein Vorhang von ihnen fortgezogen: Auf dem Jugendbildnis des Vaters blitzt die Uniform um die Wette mit den hellen offenen Augen. Die dichten schwarzen Locken machen nur widerwillig dem militärischen Scheitel Platz. Von weit draußen, jenseits des großen Wassers stammt das Bild. Darüber das Porträt des Fünfzigjährigen, des Vaters von Kindern, die alle ihren eigenen Kopf hatten, die ihre Wege gehen wollten und mußten, die ihm im Unverstand der Jugend Strenge und Erbitterung aufzwangen, die ihm den Traum störten, oder während der ersten Schuljahre die Weisheit der Welt von ihm forderten. Ein dichtes Netz tiefer und feiner Falten hat die Sorge ihm übers Gesicht geworfen. Die Stirn ist bedrückter, ernster, der Scheitel gelichtet. Die Kleidung peinlich einfach. Nur die Augen sind immer noch wie Sonnen, umgeben von hundert Strahlenrinnen. Ich sehe ihn vor mir sitzen, den breiten, trinkfesten Seemann, im gemütlichen Lehnstuhl zu festlicher Stunde. Schmunzelnd höre ich ihn, während die Zigarre zwischen den Lippen quirlt und wippt, von gefährlichen Stürmen, aufregenden Jagden und witzigen Begebenheiten erzählen, Wahrheit und Dichtung mischen, mit lustig zwinkernden Augen.

Vorbei. Der Regen, der an die Fenster prasselt, wie Krallen verirrter Vögel, rauscht auch auf sein Grab, das einsam in der sternlosen Nacht liegt wie der Tote in seinem Schoß. Wieder höre ich Schritte . . . Das ist ein Erzählen und Lachen auf der Treppe, ein Husten und Fauchen von jemandem, der zehn Pakete schleppt und weiß, daß gute und köstliche Dinge darin sind; an der Tür ein Küssen und Bewillkommen, ein erwartungsvolles Pochen an Schachteln und Körben. Die Tante ist es, die eigentlich gar keine war und von der wir Kinder nur den Vornamen wußten. Und ich sehe sie im Hause herumhantieren, überall helfen und immer bereit, freundlich zuzureden und zu entschuldigen . . . wenn sie dann des Nachmittags in der Ecke am Fenster vor dem Nähtisch saß und flickte und bastelte, hatten wir nicht das Gefühl, als müßte die Nadel heiß werden in ihren Fingern? Und wie sie dann, als ihr letztes Stündlein gekommen, klein, eingeschrumpft, mit geschlossenen Augen auf ihrem Bette lag und ohne Strumpf strickte, ohne Flicken flickte und ohne Lappen abwusch, immer die Hände in Tätigkeit wie in gesunden Tagen. Ja, wie habe ich das nur vergessen können. Irgendwo hat Mutter Erde ihren kühlen, samtnen Mantel über den von Krankheit zerstörten armen Leib gelegt. Die Erinnerung an sie aber flicht aus Bild um Bild eine Blumenkette, die zurückreicht bis in die früheste schönste Jugend.

Und die anderen, die in des Knaben, des Jünglings und des Mannes Leben traten und dann plötzlich nicht mehr waren, als der Heimgekehrte an alten Stätten alte Gesichter suchte und fremde, gleichgültige fand . . .?

Horch! Im Nebenzimmer spricht ein Kind im Schlafe. Es klingt wie Lachen, wie ein kurzes Jauchzen. Die Tür steht ein wenig auf. Ruhig brennt das Kerzenlicht auf dem Nachttisch. Auf Zehen schleicht die Mutter herein. O, ich kenne ihren behutsamen Schritt. Ich sehe durch den Spalt, wie sie sich über das Bett beugt.

Ein Wiegenlied, das Lied des Lebens, summt durch die Stube, und während der Sang wie gedämpfter Geigenklang schwillt und ebbt, lausche ich meinen Toten nach, wie sie wieder weit, weit fortziehen in die große Welt der Stille.

Frau Gerdas Revanche.

Von Franz Dattner.

Die blonde Frau Gerda wurde sehr blaß, als sie in der Opernbar ihren Mann in der Gesellschaft der Tänzerin Yvette erblickte. Ein schweres, dunkles Etwas stieg ihr würgend in die Kehle: sie erinnerte sich jäh wieder an das erleuchtete Auto an jenem Dienstagabend, in dem plaudernd eine Frau und ein Mann gesessen waren, — damals hatte sie es nicht glauben wollen, über die vage Idee gelächelt, — jetzt wußte sie es schmerzlich mit grausamer Gewißheit, daß dieser Mann Erich gewesen war. Drüben in der Ecke saß er mit ihr, im bläulichen, dicken Dunst, der den ovalen purpurfarbenen Raum erfüllte, fast unkenntlich, sprach scherzend und eifrig auf sie ein: das grelle aufreizende Lachen der Tänzerin klang bis zu ihr hinüber, — jetzt küßte er sogar ihren Arm, mit einer Bewegung die deutlich das intime Verhältnis verriet. Wie anders war der Kuß, den er ihr noch vor zwei Stunden milde auf die Stirne gedrückt hatte, heuchlerisch und kalt: „Wohin?" — „ach, nur eine dumme, geschäftliche Unterredung im Cafe, Schätz: — ich bin hoffentlich bald zurück, mein süßes . . ." Sie war an diese kleinen, abendlichen Eskapaden schon gewöhnt, lächelte nachsichtig darüber: Gott, sie waren ja schon drei Jahre verheiratet, sie war hübsch und jung, warum also sollte es keine geschäftliche Unterredung sein? Wohl empfand sie es ein bißchen kränkend, — sie hatte sich immer so auf den Abend gefreut, aber dem Manne soll man seine Freiheit lassen: sonst wird er renitent, so sagte immer ihre Freundin Else. Und diesmal war es nicht anders gewesen als sonst; er ging mit diesem flüchtigen Kuß auf die Stirn, gleichgültig und ruhig, ganz geschäftlich. Dann rief Else an: man wollte ein wenig bummeln gehen. Ihr Mann käme mit und der Doktor Martini. Also schön: und jetzt diese gräßliche Entdeckung! Sie starrte wie angewurzelt und meinte in einem schlechten Traum zu sein: o es war schändlich, wie lange betrog er sie nun schon?

Else sagte erschrocken: „Was hast du nur? Du bist ja ganz weiß im Gesicht?"

Frau Gerda wurde sich erst jetzt der Gefahr und der Peinlichkeit der Situation bewußt. Sie lächelte mühsam: „Nichts. Gehen wir. Die Luft ist entsetzlich. Wir bekommen sowieso keinen Tisch."

Ihr schwaches Herz brannte.

*

Doktor Clemens Martini war Arzt, hospitierte an der Klinik des Allgemeinen Krankenhauses, hatte eine steife, förmliche Art, zu sprechen, zu gehen (er trug die eckigen Schultern etwas hoch), senkte die Augen meistens schüchtern zu Boden, wenn eine hübsche Frau ihn länger ansah und wurde bei solchen Anlässen blaß und rot. Das kam aber übrigens selten vor und er wußte es: er behielt immer respektvolle, zögernde Distanz, lächelte selten, sprach noch weniger. Alle wußten, daß er Frau Gerda sehr verehrte: man fand ihn uninteressant und altmodisch. Seine Blumenkörbe, die er ihr bei den nichtigsten Gelegenheiten sandte, zeichneten sich ebenso durch Größe als durch die durchwegs dominierende flammendrote Färbung aus: für den unbefangenen Betrachter ein sinnvolles Zeichen zur Lösung dieses kaum rätselhaften oder gar wärmeren Verhältnisses. Sie nahm seine zarten ehrfürchtigen Huldigungen, die etwas rührend Hilfloses hatten, mit viel Anmut und heiterer Gelassenheit hin.

Sie hatte ihren Entschluß gefaßt: ein Abgrund drohte diese Ehe zu verschlingen, schon türmte sich diese Mauer aus verwundetem Stolz, ihrer Empörung und Verachtung zwischen ihr und dem geliebten Manne auf. Es mußte etwas geschehen: sie schwieg noch, sagte ihm nichts, wollte ihm aber eine Lehre geben. Ein Experi-

ment: Revanche, sie zweifelte noch nicht an seiner Liebe, sonst würde sie nicht daran denken — aber sie wollte ihn treffen, zutiefst in dem Gefühl, in dem der Mann verwundbar — in der Eitelkeit! Sie wollte sich revanchieren für die Demütigung, sie, ein Mädchen, aus gutem Hause in eine Reihe mit dem Frauenzimmer zu stellen. Dazu war ihr jedes Mittel recht —, natürlich: Doktor Martini!

Nur ein kleines Spiel für den Gatten: Clemens würde es nicht bemerken, er war ja so unerfahren und einfältig. Und Erich würde wütend sein wie Othello! Ach, es war doch so amüsant, und was riskierte man schon: einen Kuß, vielleicht zwei, eine sanfte Umarmung, den wollüstigen Kitzel einer verbotenen vibrierenden Minute?! Was tun doch andere Frauen erst, und ich liebe Erich doch: also geschieht es zu einem guten Zweck. Es wurde ihr ordentlich hehr und froh dabei zu Mute.

So geschah es: alles wurde geschickt arrangiert. Clemens Martini traute seinen Augen nicht: sie war freundlich und besorgt mit ihm, ihr Fuß streifte den seinen unter dem Tisch, ihr weicher Arm ruhte plötzlich wie von ungefähr auf seiner Schulter. Er bebte, suchte den Blick ihrer Augen: fand dort etwas wie Einverständnis, Güte, Zärtlichkeit. Frau Elsa war eingeweiht, unterstützte das Spiel durch beiläufige seltsam ironisierende Worte, die ihm das Blut ins Antlitz trieben. Er war in einem jubelnden Taumel von Glück: er war erhört!

Sie bat ihn eines Nachmittags zum Tee: alles war vorbereitet. Frau Elsa hatte es sich nicht nehmen lassen, im Nebenzimmer zuzuhören: es war eine Sensation der stärksten Spannungen. Sie empfing ihn in einem wundervollen fliederfarbenen Teagown, der ihren schönen Hals und die vollen Arme frei ließ. Sie sprachen Belangloses, Gerda sah zur Uhr: drei Minuten oder fünf, dann war es so weit. Clemens saß ihr ganz nahe, fühlte sein Blut siedend in den Adern. Ihr duftender Mund kam ihm nahe: ihm schwindelte . . . Er hörte den Schritt im Vorzimmer nicht mehr.

Erich traf die beiden in einer unbedingt unzweideutigen Pose: sie saßen auf dem lila Biedermeiersofa, hielten sich an den Händen und küßten sich. Es war sehr schön. Der Gatte griff sich tragisch unter die Weste, dort ungefähr, wo er das Herz vermutete, wartete eine Weile mit Schrecken und sichtlich aus der Contenance gebracht bewahrte jedoch Haltung, sagte dann mit ziemlich heiserer Stimme: „Bitte, laßt euch nur nicht stören." Plötzlich aber packte ihn die Wut, und er zertrümmerte in einem Anfall schwerer Raserei, deren Dimension und Ehrlichkeit ihn selbst erstaunte, das kostbarste Stück in der Wohnung: Amor und Psyche, echtes Sèvres, 18. Jahrhundert. Er brüllte dabei: „Wir werden uns schießen, Doktor! Sie sind ein gemeiner Mensch! Sie sind ein Schürzenjäger! Sie haben meine Frau verführt! Schämen sollen Sie sich!" Gerda machte ein Gesicht wie die Mater dolorosa, während ihr Herz jubelte. Frau Elsa bekam einen kleinen Erstickungsanfall, so mußte sie lachen. Erich schrie noch immer, während er, anscheinend planmäßig, diverses Porzellan und einen Stuhl zerschmiß.

Clemens Martini war weiß wie das Tischtuch. Er stand, Hände an der Hosennaht und sagte zitternd, doch sehr korrekt: „Wir haben gefunden, daß wir uns lieben, Frau Gerda und ich. Ich stehe Ihnen selbstverständlich zur Verfügung. Sie werden sich mit Gerda zu besprechen haben; ich fahre auf den Semmering. Sie werden mir dorthin Ihren Entschluß bekanntgeben." Er verbeugte sich ein wenig eckig und ging.

Erich fiel schwitzend und erschöpft auf den Diwan. Dann verlangte er mit kläglicher Stimme nach einem Kognak: es hatte ihn sichtlich hergenommen.

*

Clemens Martini wartete mit Staunen, Ungeduld und in einem traumhaft seligen Zustande auf die Nachricht. Er ging zehnmal in einer Stunde durch die marmorne Halle des Hotel Panhans zur Portierloge und fragte nach dem Brief aus Wien. Man ließ ihn warten; er sah es ein, es gab den fürchterlichen Abschied, Beteuerungen, seelische Kämpfe, Wehmut und Tränen, — er war eigentlich froh, daß er nicht dabei sein mußte. Er ging hinauf auf den Sonnenwendstein, sah den weißen, leuchtenden Schnee auf allen Kuppen, den stahlblauen Glanz des eisigen Winterhimmels, lag tief in den weichen Polstern des Schnees; sein sieghaftes Herz schlug einen übermütigen, freudigen Takt. Er fühlte sich stark und glücklich; lag Stunden so verträumt und zufrieden in der weißen Einsamkeit. Das dauerte drei, vier Tage; er wurde nun aber doch argwöhnisch, Angst fiel in seine Seele, er wurde unruhig, beschloß aber trotzdem, noch einen Tag zu warten. Wirklich, am fünften Tage empfing er die Nachricht; er kam in seinem weißen Sweater, die Skis über den Schultern, die er etwas unbeholfen hoch trug, durch die Halle, als ihm der Direktor den kleinen lila Brief übergab. Er starrte auf die hohen, schmalen Schriftzüge Gerdas und lächelte glücklich. Er riß mit bebenden Fingern den Umschlag auf und las, — verstand zuerst nicht, starrte die Zeichen an, wurde so fahl im Gesicht wie der weiße Sweater, den er trug:

„Lieber Clemens, nicht wahr, Sie haben doch gleich gewußt: das Ganze war nur ein Scherz. Mein Mann hatte einen kleinen Fehltritt getan, und ich wollte ihm eine Lehre geben. Sie sind mir doch nicht böse? Erich bereut alles sehr, und wir sind schrecklich glücklich. Wenn Sie nach Wien kommen, so rufen Sie mich gleich an, ich erzähle Ihnen dann alles. Viele Grüße, auch von meinem Mann. Ihre Gerda."

Doktor Martini machte eine Bewegung, als fühle er sich nicht ganz sicher auf den Beinen; der Hoteldiener sah ihn aus erstaunten Augen an. Er griff sich schwankend an die Stirn, ungeheurer Schmerz tobte in seiner Brust. Dann stürzte er hinaus, der Direktor sah ihn laufen . . .

Der Doktor Martini lief wie ein Gehetzter in der Richtung nach dem Sonnenwendstein. Eisige Kälte zerschnitt ihm das Gesicht, die Skis klapperten gespenstisch auf seinen hohen, schmalen Schultern.

Die Szene machte auf alle einen seltsamen Eindruck.

*

Erich ließ beim Frühstück erschrocken die Zeitung sinken und sagte tonlos: „Du, Gerda, — der Doktor — Clemens . . ."

Gerda sagte: „Willst du noch ein Butterbrot, Schatzi?"

„Doktor Martini ist am Sonnenwendstein abgestürzt."

„Um Gotteswillen!" schrie sie, die Tasse klirrte wieder. Wie ein Blitz kam die Erkenntnis: Entsetzen und eisiges Grauen durchrieselte sie, hilflos starrte sie ihren Mann an. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Er sagte nur noch: „Die ganze Nacht ist er im Schnee gelegen. Am Morgen, als sie ihn fanden, war er schon tot."

„Tot," wiederholte sie mechanisch; ihre Hände krampften sich zusammen. Sie fühlte dunkel, daß sie mit diesem Tode irgendwie im Zusammenhang stand, wollte es sich nicht eingestehen, wollte nicht nachdenken. Ungeheure Angst erfaßte sie, preßte ihr das Herz zusammen, daß sie schreien wollte: so saß sie reglos, starrte den Mann gegenüber an, diesen plötzlich fremden, fernen Mann. Alles, die letzten Worte, die Szene im Salon, der Kuß kam ihr wirbelnd ins Gedächtnis: sie hatte ihn mißbraucht, ihn, einen Menschen, einen lebendigen Menschen, mißbraucht für — für eine Revanche und weggeworfen ohne Mitleid und Erbarmen! Was gab ihr ein Recht dazu, so Fürchterliches zu tun? Hatte sie ihn in den Tod getrieben?

„Nein!" schrie sie und griff nach der Hand ihres Mannes. „Glaubst du, daß er meinetwegen — — wegen uns . . .?"

„Er scheint dich sehr geliebt zu haben," sagte Erich leise.

Da fühlte die blonde Frau Gerda einen wahnsinnigen Schmerz, der sie erbeben ließ, wie eine Gerte im Winde. Sie zitterte hilflos, fühlte es heiß und schwarz vor ihren Augen, sank zurück und wußte nichts mehr von sich. Sie wußte in diesem Augenblick nicht mehr, als sie früher gewußt hatte. Die blonde Frau Gerda hatte das erste Mal in ihrem Leben eine große, lange Ohnmacht.

Gedenktage.

125. Wiederkehr von Wilhelm von Kügelgens Geburtstag.

Am 20. November sind es 125 Jahre, daß Wilhelm von Kügelgen geboren wurde. Seitdem im Kriegsjahre 1870, drei Jahre nach seinem Tode, seine „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Freundeshand veröffentlicht wurden, ist dieses sprachschöne, von goldenem Humor durchwehte, von tiefer Frömmigkeit erfüllte Meisterwerk literarischer Kleinmalerei zu einem Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden. Galt dieses Interesse für den „Alten Mann" von jeder nicht nur dem Schriftsteller, sondern zugleich dem Menschen, dessen Seele aus seinem Werke sprach, so ist sein wundervolles, an stillem Glück und schwerem Leid reiches Menschentum doch erst neuerdings voll offenbar geworden durch die beiden aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellten weiteren Kügelgen-Bände, die seine Jugendgeschichte fortführen: „Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes 1820—1840" und „Lebenserinnerungen 1840—1867". Das sind Bücher, zu denen man gerade in einer Zeit, in der man sich aus trüber Gegenwart nach Licht und Sonne sehnt, immer wieder greifen und in ihnen Trost, edle Freude und Erhebung finden wird.

Allerlei Wissen.

Die Entwicklung in China. Seit kurzem haben die Chinesen ihrem altväterlichen, Jahrtausende alten Erziehungssystem ein Ende gemacht, und die westlichen Sitten finden immer mehr Eingang. Dies zeigt sich insbesondere auch in der chinesischen Frauenwelt. Während vor noch nicht langer Zeit kaum eine chinesische Frau lesen konnte, sind heute schon mindestens 5 Prozent mit dieser Kunst vertraut. Die Anzahl der Männer, die lesen können, beträgt ungefähr 15 Prozent.

Ein ehernes Geschlecht. Zehn Geschwister, die zusammen ein hohes Alter erleben dürfen, sind gewiß eine Seltenheit. Es sind die in Benrath geborenen Geschwister Friekus, vier Frauen und sechs Männer, die zusammen über 715 Jahre alt sind!

Drei Rübenernten in einem Jahre. Einem französischen Biologen ist es gelungen, durch Verwendung künstlichen Lichtes drei Rübenernten in einem Jahre zu erzielen. Die künstliche Beleuchtung brachte die Saat dreimal so schnell zum Reifen, wie gewöhnlich.

„Die Räuber" bei Fackelbeleuchtung in Salzburg. Wiener Blättermeldungen zufolge, beabsichtigt Max Reinhardt, bei den Salzburger Festspielen 1928 Schillers „Räuber" im Festspielhaus an schönen Abenden bei Fackelbeleuchtung in der offenen Reitschule zu inszenieren. Außerdem wird er „Torquato Tasso" neu gestalten und den „Jedermann" wiederholen.

Albin Egger-Lienz' Begräbnisstätte. Die Leiche des berühmten Tiroler Malers Albin Egger-Lienz, der auch in Deutschland eine große Anhängerschaft hat, wurde nunmehr endgültig in der von ihm geschaffenen Krieger-Gedächtniskapelle in Lienz beigesetzt, nachdem der Vatikan seine Zustimmung dazu gegeben hat.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.